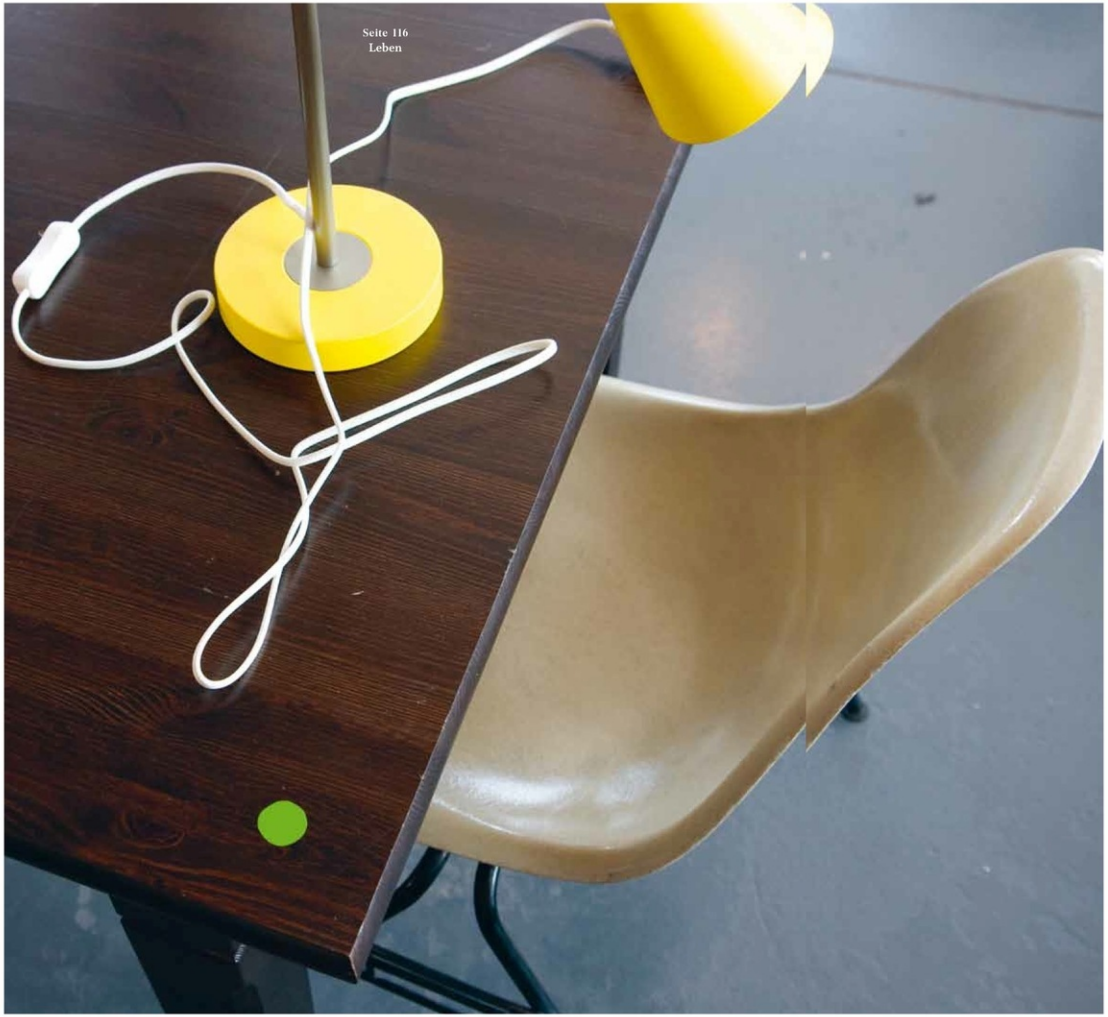


Freiheit ist ein Achtstundentag

Ein Tisch für den Laptop, viele Kontakte, endlich geregelte Arbeitszeiten: Bei Freiberuflern gelten Coworking Spaces als Jobmodell der Zukunft. Ein Besuch im Betahaus in Berlin





Tonia Welter (l.) gehört zum Betahaus-Team. Sie ist für die Einrichtung zuständig. Wenn sie nicht vor dem Laptop sitzt, bügelt sie Vorhänge. Das schätzen die Mieter wie Julia Sommerer (o.). Die 29-Jährige und ihre Partnerin helfen mit ihrer Firma „Glutamat" Unternehmen, im Internet aufzufallen

Die Türen des klapprigen Lastenaufzugs schließen sich wie zwei Fallbeile. Madeleine von Mohl lächelt. „Hier befindet sich eine unserer Kontaktbörsen", sagt die 28-Jährige. Ein Ort für Tratsch. Angekommen in der dritten Etage umfängt einen Stille, allenfalls Geflüster und Tastaturgeklapper. „Hinter dieser Tür wird gearbeitet. Bitte Ruhe. Danke!", steht auf einem Zettel am Eingang. Für Empfindliche liegen Ohrenschützer bereit. Schreibtische stehen hier, verteilt auf tausend Quadratmetern; manche sind frei, an anderen wird gearbeitet. Eine Frau sitzt auf einem Sofa, sie flüstert in Englisch auf ihren Laptop ein. Sie spricht per Skype mit einem Kunden.

Mit fünf Freunden hat von Mohl vor einem Jahr das Berliner „Betahaus" gegründet, ein „coworking space" nach US-amerikanischem Vorbild. Eine überzeugende deutsche Übersetzung gibt es nicht, doch das Gebäude soll „ein Fixpunkt und Heimat für Kreative" sein.

130 Kopfarbeiter, alle ohne festen Arbeitgeber, zwischen 20 und 30 Jahre alt, finden hier im Bezirk Kreuzberg eine Unterkunft: einen Schreibtisch, so etwas wie Kollegen zum Gespräch – und einen geregelten Feierabend.

Für zwölf Euro am Tag setzt sich der User genannte Mieter an einen beliebigen Bürotisch, auf dem nur eine Lampe steht, und klappt seinen Laptop auf. Strom liefert eine Steckerleiste, die von der Decke baumelt. 229 Euro im Monat kostet ein fester Arbeitsplatz, inklusive WLAN, zehn Stunden Zugang zum Meetingraum, eigener Briefkasten und Schließfach. Zweimal am Tag wird am Arbeitsplatz italienischer Kaffee gereicht. Bald soll eine Kinderbetreuung dazukommen.

Das Betahaus ist Deutschlands größter Coworking Space und wird als Modell für die Zukunft der Büroarbeit gefeiert. Weltweit sprießen ungezählte Bürogemeinschaften im WG-Prinzip wie Pilze aus dem Boden. Derzeit richten die Betahaus-Gründer Dependancen in Zürich und Lissabon ein, mit Hamburger Anbietern arbeiten sie zusammen.

Die Coworking Spaces avancieren zum Heilsversprechen für die Digital Bohéme, weil das Arbeiten im WLAN-Café oder daheim zwischen Bett und Bügelbrett Schattenseiten hat, sagt Willi Oberlander vom Nürnberger Institut für Freie Berufe. „Sie helfen, soziale Defizite abzubauen, denn Freiberufler leiden unter Vereinzelung. Ihnen mangelt es an Informationsaustausch." Von Mohl steht somit an der Spitze einer Arbeiterbewegung, die Laptop und Großraumbüro versöhnt, die freiberufliche Jobnomaden in ein selbst gewähltes Korsett eines Büroalltags zwängt.

Mittwochvormittag. Von Mohl sitzt, einen Schal um den Hals, im Café des Betahauses, wo es Bionade und Sandwiches gibt, mittags hausgemachte Hühnerbrühe mit Sprossen. An den Wänden hängen großformatige Fotos von ausgestopften Füchsen und Eseln, aus der Musikanlage quäkt Jan Delay. Ungefähr 30 junge Leute setzen sich zum „Betafrühstück" an den langen Holztisch, belegen Brötchen mit Käse, schlürfen Latte. Sie duzen sich, tragen meistens T-Shirts und berichten während einer Vorstellrunde von ihrer Arbeit: im Web programmieren, den Markt erforschen, Produkte designen, texten, übersetzen, fotografieren. Häufig fallen die Vokabeln „Projekt" und „Kommunikation", „Apple-Apps", „MySpace" oder „Start-up". Einer schreibt seine Doktorarbeit übers Gesundheitswesen, er findet hier Ruhe und Motivation dafür. Ein anderer entwickelt ein Spiel für Twitter, bei dem man Aliens mit Raketen abschießt. Etwas völlig Neues, sagt er.

Die Berufsbezeichnung gerät bei vielen zum Kauderwelsch. Für die meisten wäre ein regulärer Arbeitsplatz mit Vorgesetztem, Zeiterfassung und Urlaubsantrag der Horror. Arbeit in Freiheit, diesen Traum erheben sie zum Lebensstil, ermöglicht wird er durch Internet und Handy. Manche sind allerdings zum freiberuflichen Dasein gezwungen – schlechte Zeiten und Jobkrisen haben feste Arbeitsverhältnisse zur Mangelware gemacht. Unternehmen gliedern ganze Tätigkeitsfelder aus, senken Fixkosten und kaufen Fachwissen bei externen Spezialisten ein.

Laut Statistischem Bundesamt stieg die Zahl der Ein-Personen-Unternehmen von 1,5 Millionen im Jahr 1996 auf 2,1 Millionen 2008. Freilich verdient der eine oder andere Laptop-Solist gutes Geld. Manche aber verklären Hartz IV zum Stipendium für ihre Kreativität: Der SPIEGEL verweist aufs Betahaus, um zu belegen, dass eine Trennung zwischen Arbeit und Arbeitslosigkeit kaum mehr existiert.

Ein Netzwerk entsteht, mit Menschen aus Fleisch und Blut, nicht bloß aus virtuellen Kontakten. Das Café ist – neben dem Aufzug – der Marktplatz des Betahauses

Mittwochs treibt nicht Langeweile oder gar Hunger die Freiberufler zum gemeinsamen Frühstück im Betahaus zusammen, sondern die Sehnsucht nach Sozialkontakten – und nebenbei die Suche nach Aufträgen. „Hier finden Journalisten zu Layoutern", schwärmt Madeleine von Mohl, Webdesigner tun sich mit My-Space-Spezialisten oder iPhone-Experten zusammen. Ein Netzwerk entsteht, mit Menschen aus Fleisch und Blut, nicht bloß aus virtuellen Net-Kontakten. Das Café ist – neben dem Aufzug – der Marktplatz des Betahauses. Die Gäste beugen sich zwar über aufgeklappte Apple-Notebooks, doch schnell entspinnen sich Gespräche. Oft steht am Anfang die Frage: „Was arbeitest du?"

Arbeitstheoretiker Willi Oberlander sieht den wohl größten Vorteil „in der neuen Beweglichkeit". Als virtuelles Unternehmen könnten die Freiberufler, die nebeneinander sitzen, Aufträge erledigen, die einen Strauß an Dienstleistungen erfordern. „Auftraggeber verlangen dabei gern einen Ansprechpartner", sagt Oberlander. Eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts auf Zeit lasse sich in einem Coworking Space leicht organisieren. Synergien nutzen, nennt man das. Der Fachmann sieht einen Trend weg von „hundert Prozent Selbstverwirklichung" der digitalen Bohème, die brotlos sein kann, hin zu „kleinen, zuverlässigen Netzwerken". Unter 130 Kreativen im Betahaus lasse sich solch ein Netz gut knüpfen.

Franziska Müller und ihre Schulfreundin Julia Sommerer, beide 29, betreiben seit einem Jahr ihr „Netzwerk für Kommunikation". Sie haben die Firma „Glutamat" getauft – die Idee mit dem Geschmacksverstärker fanden sie witzig, weil sie Unternehmen helfen, im Internet aufzufallen. „Ich muss schnell melden, wer bei Germany's next Topmodell rausgeflogen ist", sagt Müller. Einer ihrer Kunden ist Yahoo. Täglich fischt die Journalistin Meldungen wie die über die gescheiterte Teilnehmerin des Modelcontest aus dem Nachrichtenstrom und stellt sie auf die Homepage der Internetplattform.

„Im Betahaus finden wir Texter, die uns bei bestimmten Aufträgen helfen", sagt Müller. Zusammen mit Sommerer hat sie den Fix-Tarif gewählt: Ihnen beiden und ihrer Mitarbeiterin gehören drei Schreibtische am Fenster in der dritten Etage. Stößt vielleicht vorübergehend ein Praktikant zur Firma, buchen sie einen Tisch dazu. Sechs „Freie" umschwirren außerdem das Team, alles Betahäusler.

Ihr Büro kann wachsen und schrumpfen, ist irgendwie organisch und flexibel, das Leben mutiert dadurch aber auch zu einer Art Projekt. Gedanken über Familienplanung machen sich Müller und Sommerer keine, was auch am Alter liegen mag, doch bei einer Frage kommen sie ins Grübeln: Ist es vorstellbar, mit 50 Jahren in einem Coworking Space zu arbeiten?

Müller gehört zu einer Minderheit im Betahaus: Sie hatte einen festen Arbeitsplatz, unbefristet, in München. Ihren Job als Online-Redakteurin bei N24 kündigte sie, weil „traditioneller Internetjournalismus zu langsam war". Im Betahaus fühlt



Zum „Betafrühstück" setzen sich die Leute an den langen Holztisch, belegen Brötchen mit Käse und schlürfen Latte



Fixpunkt und Heimat für Kreative – das Betahaus ist erst ein Jahr alt, die Nachfrage ist gewaltig



Gibt Kreativen Raume: das riesige Arbeits-Loft im dritten Stock



Die Bänke können waschen und schrumpfen, irgendeiner organisch und flexibel (!). An den Wänden des Cafés hängen Fotos ausgestopfter Tiere (r.)







Wer gerade nicht arbeitet, sitzt oft im Café, um Kontakte zu knüpfen, über den Job zu reden – und manchmal einfach nur, um einen Kaffee zu trinken



sie sich nicht als Einzelkämpferin, der ein eisiger Wind ins Gesicht bläst, sondern behütet. Womöglich hat ihr Vater, ein Unternehmensberater, sie immer ermahnt, das mit der Freiheit nicht zu übertreiben. Müller und Sommerer sind ins Betahaus gezogen, weil sie nicht zu zweit in sozialer Isolation aufeinanderglucken wollten. „Das eigene Büro macht einsam", sagt Sommerer bei einer Zigarettenpause vor dem Haus. Einsam und träge.

Freie Wissensarbeiter eint ein Problem: Die Erfahrung lehrt, dass sie allzu oft bügeln, statt zu brüten, manche berichten von Gesprächen mit der Katze oder wie sie sich bei schönem Wetter in den Park verdrücken. Arbeitszeit und Freizeit sind nicht zu trennen, Geschäftskontakte heißen „Freunde", wobei verschwimmt, was echte Freunde sind. Viele spüren ein beklemmendes Gefühl bei dieser Art von Freiheit und verordnen sich eine selbst gewählte Freiheitsberaubung. Die Laptop-Werkstätigen entdecken das alte Büro neu.

„Die guten Seiten einer Firma pflegen wir", sagt Madeleine von Mohl, „nicht aber verplemperte Zeit und nörgelnden Chef." Das Management des Betahauses ist ihr Fulltimejob geworden. Eine Festanstellung kennt sie nur vom Hörensagen. Studiert hat sie in Dresden, Lissabon und Potsdam, Geschichte und Germanistik. Für die Adenauerstiftung ging sie nach Brüssel, arbeitete in Berlin der CSU-Bundestagsabgeordneten Gerda Hasselfeld zu. Auf einer Zugfahrt drehte sie einen Film für das Internet über die neuen EU-Staaten. In der „Politikfabrik" pfriemelte sie am „Wahl-O-Mat" herum, einer Onlineplattform im Dienste der Demokratie.

Als die Ideenschmiede mehr Platz benötigte, fiel die Entscheidung gegen eine klassische Bürogemeinschaft, mit festem Vertrag und hohen Fixkosten. „Wir dachten: Mit zehn Usern lohnt sich ein Coworking Space." Heute sitzen die Aktivisten der Politikfabrik im Betahauses unter vielen.

Fast täglich unterschreibt ein neuer User einen Vertrag. Der Andrang ist so groß, dass Interessenten in Gruppen durch die ehemalige Putzlappenfabrik geführt werden. „Die User fühlten sich sonst wie eine Attraktion im Zoo", erklärt von Mohl. Bis zum fünfzigsten Mieter war das Haus ein Selbstläufer. „Seither verlangen die User, dass wir ein Gesprächsforum organisieren und eine produktive Atmosphäre schaffen", sagt von Mohl. Die freiheitsliebende Laptop-Elite sucht nach Anleitung.

Das deckt sich mit den Beobachtungen von Udo-Ernst Haner vom Fraunhofer Institut für Arbeitswirtschaft und Organisation (IAO) in Stuttgart: „Das Community-Erlebnis ist der Clou der Spaces." Er spricht von Nutzerkultur und Zugehörigkeitsgefühl; beides regele, wer sich dauerhaft in einem Coworking Space einnistet und wer keinen Nutzwert daraus zieht. „Die Community entsteht wie ein Freundeskreis: Sie kommt einfach zustande, sie muss aber auch gepflegt werden", sagt er. Auch von Stadt zu Stadt bilde sich das Netz aus Coworking Spaces nicht von allein. Da komme es auf die Sozialkontakte der jeweiligen Macher an.

Wo so viele Netzwerke angelegt werden, nutzen manche die Kontakte als Hängematte oder horchen die Kreativen gar aus, um Ideen abzukupfern? Haner vergleicht die Netzwerker in diesem Zusammenhang mit Nutzern des Web 2.0, wo jeder selbst verantwortlich ist, was er über sich preisgibt. Ohne Offenheit ergebe ein Betahaus jedenfalls keinen Sinn. „Wer sich abschottet, wird nie ein Netzwerk aufbauen können", sagt der Wissenschaftler.

Bei den Usern stößt die Frage nach Ideenklau auf Unverständnis. „Ich denke: toll, interessant! Und nie: Toll, das mache ich auch!", sagt Julia Sommerer. Konkurrenzdenken, gar Mobbing? Ach wo! Wie Madeleine von Mohl es ausdrückt, klingt es so: „Wer besser ist, darf Erfolg haben." Wer der Generation Open Source angehört, denkt vielleicht so wie sie: „Im Studium helfen sich Kommilitonen gegenseitig. Wieso sollen sie am Berufsleben misstrauische Konkurrenten sein?"

Auch Sebastian Sooth, 32, sieht in Coworking Spaces weit mehr als eine Notlösung für sozial gefährdete Freiberufler: „Wir sind eine Bewegung!" Er lümmelt, schwarze Brille und Flusenbart im Gesicht, in einem Sessel in seinem „Studio70", dann zeigt er einen Schnittplatz für Videos, eine Werkstatt, wo Fotografen Bilderrahmen bauen können. Das Studio70 liegt in einem Hinterhof am Kottbusser Damm, wo Geschäfte auf Türkisch um Kundschaft werben. Die kreativen Epizentren in Mitte, der Prenzlauer Berg scheinen weit weg. „In zehn Minuten soll man ein Coworking Space erreichen", das ist sein Traum. „Egal wo man wohnt." Auch in Kreuzberg und Neukölln. Um diesem Ziel näher zu kommen, listet er auf der Internetseite www.hallenprojekt.de Büros mit Mietschreibtischen in ganz Deutschland auf, dazu WLAN-Cafés und Bibliotheken.

Freie Wissensarbeiter eint ein Problem: Die Erfahrung lehrt, dass sie zu oft bügeln statt zu brüten, manche berichten von Gesprächen mit der Katze oder wie sie sich bei schönem Wetter in den Park verdrücken …





In der ehemaligen Putzlappenfabrik setzen die freien Kreativen auf soziale Kontakte und Transparenz. Dafür braucht es auch eine gute Portion Offenheit. Angst vor Ideenklau oder Konkurrenzdenken gibt es aber nicht, sagen die User des Betahauses

IM NETZ

www.betahaus.de, www.studio70.info
www.hallenprojekt.de
www.coworking-news.de

Ein Plakat des Projekts von Sebastian Sooth wirft die Frage auf: „Höhle, Fabrik, Großraumbüro, WLAN-Café – und danach?" Nicht das Home-Office soll den regulären Arbeitsplatz ersetzen, die „Halle soll neuer Ort für neues Arbeiten" sein. Arbeit ist für ihn Lebensstil, der Beruf rührt aus der Berufung. Er hält die neue Form des Arbeitens für ideal vereinbar mit Familie, Freizeit, persönlichen Interessen.

Sooth sieht die Hallen-Arbeiter als Avantgarde eines globalen Trends. Ob Berlin, London oder Chicago, weltweit solle der moderne Freelancer binnen Minuten einen Arbeitsplatz finden, „und zwar nicht die anonyme Airportlounge". Für die Jobnomaden richtet das Studio70 eigene Appartements ein.

Frauke Godat ist eine dieser globalen Jobnomaden. Sie hat bei Greenpeace in Amsterdam versucht, die Welt zu retten, ein befristeter Arbeitsvertrag schloss sich an den anderen. „In einer festen Organisation will ich nicht mehr arbeiten", sagt sie. In Netzwerken „meine Aufgabe selbst definieren" sei ihr Ding, die Trennung von Arbeit und Privatleben kennt sie nicht.

Nun will die Politologin „Zukunft" als Schulfach etablieren. Dafür bereitet sie einen Workshop vor. Im Betahaus-Café skribbelt sie auf einem Flipchart-Blatt, das auf dem Tisch liegt, die Begriffe „Prinzipien", „Ziele", „Bedarf". Buntstifte kommen zum Einsatz, daneben steht ein Laptop. Der Diplomand René Sune Sorensen aus Dänemark und zwei Frauen unterstützen sie dabei, Arbeitssprache ist Englisch.

„Einen festen Büroplatz brauche ich nicht", sagt Godat. Sie ist ständig in Europa unterwegs, London, Brüssel, Berlin. Hier genügt ihr das Betahaus-Café. Sie schwört auf Coworking, nutzt ähnliche Orte, wo immer es geht. Sie hat freilich einen Vorteil, den kaum ein Kreativer genießt: Für ein Jahr finanziert die Quandt-Stiftung ihre Arbeit.

Godat ist beseelt von ihrem Tun, mehr als andere Freie. Bei der Mehrheit der digitalen Bohèmes drängt sich der Eindruck auf, hinter dem Run auf Großraumbüros voll Einzelkämpfer verbirgt sich eine tief gehende Sehnsucht nach einem strukturierten Arbeitstag: Morgens mit der U8 zur Arbeit fahren, die netten Kollegen mit einem rituellem „Morgen!" grüßen, auf dem Flur und in der Raucherecke im Treppenhaus tratschen und gemeinsam in den Feierabend gehen.

„Wir haben eine Umfrage gemacht, ob wir diese schrecklich konservativen Öffnungszeiten ausweiten sollen", erzählt Madeleine von Mohl. Die Antwort der User: „Bloß nicht!"

Kopfarbeiter wollen gezwungen werden, abends Schluss zu machen. Um 18 Uhr fällt im Betahaus die Tür ins Schloss.

Feierabend. /

TEXT Mathias Rittgerott
FOTOS Sascha Montag